Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 22 (1918-1919)
Heft: 6

Artikel: Volkstümliches aus dem Zürcher Unterland [Schluss]
Autor: Binder, Gottlieb
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664244

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zwei Männer faßten an und trugen den Hauptmann Tomasius in die nächste Hausflur.

„Vater, Vater!" schrie Gebhardt. Er kniete auf den harten Fliesen, und seine angsterfüllten Blicke suchten das Auge des Vaters.

„Hol' einer 'nen Doktor!" rief eine Frau.

Da öffnete Hauptmann Tomasius die Augen.

„Papa, wo tut's weh?"

„Ich — ich brauche keinen Doktor mehr!"

Er atmete einigemal mühsam; einige Blutstropfen traten auf die bleichen Lippen.

Seine Augen ruhten auf Gebhardts Gesicht, das sich über ihn beugte, als wollte er das Bild des Kindes in sein Gedächtnis aufsaugen für die Ewigkeit.

Dann begann er langsam mit einem müden Lächeln:

„Sag' Paul Wilkens — Dein Vater — ich sei nicht feig — hörst Du — nicht feig, mein kleiner tapferer Geb'!"

Seine Stimme versagte. Die Augenlider sanken langsam herab, und Gebhardt legte still den blonden Kopf auf die Brust des Vaters.

Die kleinen tapferen Kinderhände zerrten an der Hand eines Toten, der nicht feig war — nein, das war er nicht!

Volkstümliches aus dem Zürcher Unterland.

Von Gottlieb Binder, Kilchberg.

(Schluß.)

2. Vom Aberglauben.

Wer über den Aberglauben des Landvolks schreiben will, muß seine Jugend auf abgelegenem Dorfe zugebracht haben und selbst als echtes Kind des Volkes aufgewachsen sein. Vor Leuten mit höherer Bildung, überhaupt vor Fernerstehenden verbirgt das Volk mit mißtrauischer Verschlossenheit seine alten, geheimnisvollen „Schätze", aus Furcht, sie könnten der Lächerlichkeit oder der Entweihung ausgesetzt werden.

Die Tage waren ehemals genau bestimmt, an denen man schröpfen und purgieren mußte. Denn dieser Zeitpunkt richtete sich eigentümlicherweise nicht nach dem Stande der Krankheit, sondern nach dem Mond, und es war gar nicht ungewöhnlich, daß man — und schien es noch so dringlich — nicht zu Ader ließ, wenn nicht der richtige Tag dafür war. Zum ersten Aufstehen vom Krankenbett oder zum ersten Ausgang mied man Mittwoch und Freitag. An diesen Tagen hätte ehedem auch niemand gewagt, Hochzeit zu halten. Regnet es am Pfingstsonntag, so erwartete man, es werde nun auch an sieben aufeinanderfolgenden Sonntagen regnen. „Regnet's aber am Vitustag, so regnet es gern drißig Tag," hieß es. Begegnete ein Leichenzug einem Fuhrwerk, so gab es nach dem Glauben der Leute bald wieder

„e Lich", ebenso, wenn die Kirchgänger statt in aufgeschlossenen, in zerstreutem Zuge einhergingen. In Stadel kannte ich eine Familie, die viele Jahre lang eine Turteltaube hielt für ein an Epilepsie leidendes Kind; man ließ die Turteltaube aus des Kindes Teller trinken, weil man glaubte, daß auf diese Weise die Krankheit auf den Vogel übergehe. Unter keinen Umständen durfte man einem Kinde den Namen eines schon gestorbenen Geschwisters geben, sonst hätte es angeblich ebenfalls im Kindesalter sterben müssen. Vor einem kleinen Kinde aß man nichts, ohne ihm auch von der Speise zu geben, weil es ihm sonst das Herz abgedrückt hätte. Fiel den Kindern der erste Zahn aus, so sprachen sie: „Müsli, Müsli, nimm de Zah, und gimmer au en andere dra, aber en schöne wiße, daß i guet cha biße." Ein alter Windlacher, den der Verfasser noch wohl gekannt hat, konnte Blut stillen. Er soll jeweilen folgenden Spruch angewendet haben:

Blut stang [1],
Vergiß den Gang,
Wie unser Herrgott den Mann, [2]
Der im Rechte [3] sitzt
Und ein falches Urteil spricht
Und er es besser weiß
Und nicht seid [4]
Im Namen Gottes des Vaters,
Des Sohnes und des heiligen Geistes.

Der gleiche Mann wußte dem Vieh „die Völle" zu vertreiben. Die Kinder einer Raater Familie litten an „Vitstanz"; ihre Mutter holte in Rapperswil die Kapuziner, die dem Volksglauben gemäß nicht nur den Vitstanz heilen konnten, sondern auch Mittel gaben für Kühe, die, von den Zigeunern verhext, rote Milch lieferten. Viele Leute glaubten „stif und fest", daß die Zigeuner im Besitze des geheimnisvollen sechsten Sinnes seien. Zu einer Frau in Windlach, die sich mit ihren Kindern allein zu Hause befand, traten eines Tages zwei alte Zigeunerinnen in die Stube und verlangten Geld. Die Frau wollte sie mit Kartoffeln und Brot zufrieden stellen und schützte vor, sie besitze kein Geld, sie sei selber arm. Hierauf schritten die beiden Sibyllen in die Ecke, wo eine alte Truhe stand, schlugen mit der Faust auf den Deckel und sprachen: „Was sagst du, du hättest kein Geld? Da drin liegen 400 Franken." Die Frau erschrak; denn die Truhe enthielt wirklich den genannten Betrag. In ihrer Not befahl sie einem ihrer Knaben, die sich ängstlich an ihrem Rocke hielten: „Jokebli, gang rüef gschwind dem Vater i der Thür usse, er sell dene zwo Fraue cho Gäld gä." Jetzt machten sich die beiden Zigeunerinnen fluchtartig aus dem Staube. Ihr „sechster Sinn" aber hatte sie diesmal bedenklich im Stiche gelassen; denn der Bauer befand sich, auf einem Acker arbeitend, weit von Hause weg. — Man glaubte allgemein, die Zigeuner vermöchten zu bewirken, daß die Kühe nicht mehr fressen könnten und rote Milch gäben. Nicht selten liefen die Bauern den Zigeuner nach, um von ihnen gegen teures Geld ein Heilmittel zu bekommen.

Eine alte Nähterin, die in die umliegenden Höfe und Dörfer auf die Stör ging, soll auf ihrer nächtlichen Heimkehr, bei Mondwechsel und am

[1] stand, steh; [2] ergänze: vergißt; [3] zu Gerichte; [4] sagt.

Vorabend vor heiligen Tagen Gespenster gesehen haben, Männer, die sie einst wohl gekannt hatte. Ein Bauer von Raat kannte im Unterland jeden Platz, wo bei Mondwechsel nachts 12 Uhr unnatürliche Dinge geschahen. Er besaß auch die „Kraft", durch Aussprechen einer Zauberformel Diebe, die ihm an die Kirschen, Trauben, an den „Mägi" usw. gingen, zu „bannisieren", d. h. an dem Ort, wo sie gerade waren, und in der Stellung, die sie gerade inne hatten, festzuhalten, bis er zur Stelle war. Sein Bannspruch, der dem Dieb unmögliche Aufgaben stellte, lautete: „Wer mir etwas stiehlt, der soll stehen bleiben zu einem Stock und über sich schauen als ein Bock, kann er mehr zählen als alle Sterne, die am Himmel sind, als Laub und Gras, Regen und Schneeflocken, so kann er mit seinem gestohlenen Gute laufen, wo er will. Kann er es nicht, so soll er stehen bleiben zu einem Pfand, bis ich ihn mit meinen leiblichen Augen überschauen kann und ihn mit meiner Zunge heiße weiter gehen." Der Nämliche konnte aber die Diebe nicht nur „bannisieren", sondern auch zwingen, das Gestohlene wieder an Ort und Stelle zu tragen. Zu diesem Zwecke schrieb er auf zwei Zeddelchen: Abraham hat's gebunden, Isaak hat's erlöst, Jakob hat's heimgeführt, es ist so fest gebunden als Stahl und Eisen, Ketten und Banden." Den einen Zeddel legte er über die Türe, den andern unter die „Selle", sprach drei Mal die drei höchsten Namen, darauf kam der Dieb und brachte das Gestohlene.

Wer an den Händen Warzen hatte, stellte sich in Windlach an den Kellbach oder an den Stadlerbach, während es in Stadel einer Leiche ins Grab läutete, und sagte, indem er sich mit dem Schaum des Wassers die Hände wusch:

Es lütet enere Lich is Grab,
Drum wäsch i mini Wärze ab.

Wie in einem frühern Kapitel angetönt worden, glaubte der Kreuzwirt von Windlach, er habe seinen Tod gefunden durch das „Vernageln". Dabei geht es folgendermaßen zu: Derjenige, der sich am andern rächen will, holt nachts zwölf Uhr auf dem Friedhof einen Nagel, umwickelt dessen Kopf mit einem Papier, worauf er Vor- und Geschlechtsnamen des „Opfers" geschrieben hat, und treibt den Nagel mit drei Schlägen „in drei Tüfels Näme" zur Nachtzeit in Brusthöhe in einen Baum des, der vernagelt werden soll. Von jenen Tagen an beginnt dieser dahinzusiechen. Jedes Jahr um die nämliche Zeit wird der Nagel ein Stück weiter in den Baum getrieben; sobald er dessen Mark erreicht, wird der Vernagelte sterben.

Ein alter Mann in Windlach litt auf seinem Krankenbett starkes Heimweh nach seiner verstorbenen Frau. Eines Tages erzählte er seinen Angehörigen: „Ich habe in wachem Zustande die Mutter gesehen, sie hat zu mir gesagt: „Du kommst nun auch bald". Drei Wochen später starb er. Ein anderer Bauer in Windlach, der immer mit übernatürlichen Dingen zu tun hatte, schickte seinen Sohn zu Scharfrichter Mengis in Rheinfelden, damit dieser ihn gegen Geld in die Geheimnisse der Zauberei einführe. Daß an die Fenster kommende oder sich aufs Hausdach setzende schreiende Raben den Tod eines Familiengliedes ankünden, glaubte sozusagen jedermann. Ebenso gefürchtet waren die Elstern und die Eulen. Man sagte: D'Ägerste verkünded Strît, schreits Wiggli (Eule), ist de Tod nüd wît" und:

„Wiggli, Hauri, Huri,
Wenn der d'Wiggle schreit,
Wirst bald use treit."

Heute noch ist das „Anderesle" in der St. Andreasnacht (30. November) gebräuchlich. Die Dorfschöne stellt um Mitternacht auf den Tisch eine Stabelle und darauf einen Spiegel; während sie dann, den Rücken der Türe zugewandt, mit einem Reisbesen die Stube kehrt, sieht sie im Spiegel das Bildnis ihres Zukünftigen. Zu Großmutters Zeit bestiegen die ledigen Töchter auch etwa rückwärts das Bett und beteten:

„Da uf der Bettstatt sitz-i,
O Andreas, ich bitt di,
Zeig mer hienecht i der Nacht,
Wele Schatz mich denn bewacht.
Ist er rich, so chund er z' rite,
Ist er arm, so chunnd er z' schrite,
Ist er fröud und unbikannt,
Chunnd er mit dem Stäcke i der Hand."

Abgesehen von der harmlosesten Art, die mit Volkspoesie verwandt ist (ich erinnere an den Glauben, daß man vor einem kleinen Kinde nichts essen dürfe, ohne ihm auch etwas Speise zu geben, weil es ihm sonst das Herz abdrückt), ist der Aberglaube eine unheimliche Macht, welche die Menschen plagt und bedrückt; das hat der Schreiber dieser Zeilen in seiner Jugend oft genug an Altersgenossen, an Erwachsenen, an Gliedern der eigenen Familie und an sich selbst beobachtet. Deshalb kann man denjenigen Schriftstellern nicht unbedingt beipflichten, die behaupten, im Aberglauben raune und summe das Naturleben mit seinen geheimnisvollen Kräften um das Volk herum, man dürfe und solle ihm seine Schätze auf dem Urboden seiner Vergangenheit nicht rauben, der Aberglaube sei nur eine besondere Art Poesie. Ich meine: „Echte Poesie knechtet die Menschen nicht, sondern erhebt und befreit sie." Wer aber dem entgegenhält, das Volk sei überhaupt nicht mehr abergläubisch, der kennt es wahrlich nicht.

In den bangen Nächten.

In den bangen Nächten
Wandern unsre Träume
Zu den fernen Mächten
Fremder Himmelsräume.

Wiegen sich an Wellen
Wassers, darin Rosen
Mit den mondeshellen
Abendstrahlen kosen.

Heben sich und streichen
Sirrend in den Lüften,
Lind umspielt von weichen
Paradiesesdüften.

Machen ihre zarten
Seelen in dem kühlen
Geisterwundergarten
Frei von Weltgefühlen.

Unsre heißen Wangen
Brennen in den Kissen.
Jählings, albbefangen
Wird der Traum zerrissen.

Durch die wache Stunde
Heimwehschwer wir schreiten;
Auf dem durstigen Munde
Himmelsseligkeiten.

Maja Matthey.